

Einleitung

Deutschland, so heißt es, erwarte eine Erbschaftswelle, 400 Milliarden Euro werden jedes Jahr vererbt.¹ An Literatur und Ratgebern zum Thema Erben gibt es keinen Mangel. Seminare an Volkshochschulen, Beratungsangebote von Rechtsanwälten und Service-Artikel in den Tageszeitungen klären über das „richtige“ Vererben auf. Was aber ist eigentlich mit denen, die kein Erbe zu erwarten haben? Beziehungsweise keine Hoffnung auf ein „leistungsloses Vermögen“, wie man diese Geld- und Sachtransfers auch bezeichnen kann. Dieses Buch beschäftigt sich mit den Nicht-Erben, also jener Bevölkerungsmehrheit, die weiter auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesen ist. Und mit den entsprechenden Gefühlen – ein weitgehend tabuisiertes Thema. Es geht also um die zunehmende soziale Spaltung im Land.

Die japanische Sprache kennt einige Begriffe, für die es im Deutschen keine Wörter gibt. Diese Begriffe stehen für soziale Phänomene der japanischen Gesellschaft. Das Wort „Inemuri“ zum Beispiel bezeichnet den sogenannten „Anwesenheitsschlaf“ – oft aus Überarbeitung schlafen die Japaner in der U-Bahn, im Bus oder auch in der Mittagspause, bei jeder passenden Gelegenheit wird ein kurzes Nickerchen gemacht. Ein anderer Begriff ist das „Bauchnabelgeld“, das verheiratete Frauen heimlich ansparen, um bei einer Scheidung nicht mittellos dazustehen.

Auch für das Thema dieses Buches könnte man sich einen kompakten Begriff vorstellen, der das zeitgenössische soziale Phänomen unserer Gesellschaft auf den Punkt bringt.

Ich schlage vor: das neue Erben. Dabei geht es um den Prozess, wie aus sozialer Gleichheit durch Erbschaften soziale Ungleichheit wird. Ein Prozess, der in dieser Form historisch relativ neu ist.

Führen wir zur Veranschaulichung zwei fiktive Personen ein, zu denen es freilich Entsprechungen in der realen Welt gibt: die Freunde Klaus und Maximilian. Beide eint, dass ihre soziale Lage sich zunächst im Großen und Ganzen ähnelt – die finanziellen Verhältnisse sind geprägt durch „normale“ Arbeitseinkommen und durch diese auch begrenzt. Wohnsituation, Urlaube und sonstiger Konsum weisen keine wirklich großen Unterschiede auf. Bis zu dem Tag, als Maximilian erbt. Und zwar in einer Größenordnung, die das Leben entscheidend zu verändern mag. Das Häuschen der Großmutter in der Altmark mit einem Verkehrswert von 40.000 Euro gehört noch nicht dazu; ein Erbe von einigen hunderttausend Euro aber schon. Damit lässt sich auch in Großstädten eine Eigentumswohnung finanzieren. Oder eine berufliche Auszeit. Oder die Altersversorgung. Und so wird aus der sozialen Gleichheit soziale Ungleichheit, für Maximilian ist jetzt der Raum der Möglichkeiten ungleich größer geworden als für Klaus.

Spezifisch neu an diesem Phänomen ist, dass es auf einer langen Wohlstandsperiode seit den 1950er Jahren fußt, in der die Elterngeneration es zu Vermögen bringen konnte – meist in Form eines Eigenheimes. Zuvor gab es natürlich auch Erbschaften – aber meist in privilegierten Schichten, während der Großteil der Arbeiterschaft nichts zu vererben hatte. Diese Erbfälle bei Adel und gehobenen Bürgertum, bei denen ein Großteil des gesellschaftlichen Vermögens an die Nachkommen weitergegeben und so die Eigentumsverhältnisse reproduziert werden, kann man zur Unterscheidung als „altes Erben“ bezeichnen. Dieses alte Erben geschah meist unter seinesgleichen, die Erfahrung – und die begleitenden Gefühle – des Entstehens einer sozialen Ungleichheit war diesem Prozess nicht wesentlich eingeschrieben, wengleich

es natürlich unter den erbenden Familienmitgliedern auch gerne zu Streitereien bis hin zur lebenslangen Feindschaft kam.

Doch zurück zum neuen Erben. Unsere Kunstfiguren Klaus und Maximilian stehen prototypisch für Akteure in diesem Vorgang, um anhand von ihnen die Analyse anschaulich zu gestalten. Den Kernpunkt dabei macht folgendes Beispiel deutlich (es stammt aus einem Interview in einer Tageszeitung): Die Theaterwissenschaftlerin Johanna Freiburg lebt und arbeitet in einem gleichberechtigten Theaterkollektiv, das Einkommen wird nach gleichen Sätzen verteilt. In diesem Zeitungsinterview spricht sie darüber, wie sich ihre Erbschaft (ein Reihenhaus des Vaters) auf die Beziehungen in der Gruppe auswirkt. Es ist die Schilderung der Entstehung von sozialer Ungleichheit: „Beim Wohnen war es so, dass wir gemerkt haben, wie sich in unserem Alter Freundeskreise plötzlich spalten: In die, die erben, und die, die nicht erben. Es macht einen großen Unterschied, wenn Leute aus Journalismus, Kunst oder Bildung, die sonst prekär dastehen, auf einmal eine schicke Dachgeschosswohnung in Kreuzberg haben.“² Ihre Erfahrung – obwohl sie auf der begünstigten Seite der Erben steht – ist die einer kompletten gesellschaftlichen Spaltung, die sich auch innerhalb der Theatergruppe auswirkt. Auf den Freundeskreis wirkt das Erben „befremdend und zersetzend“ und die Theaterwissenschaftlerin fragt sich: „Wie kann das sein, wir waren doch immer alle auf Augenhöhe?“³

Ähnlich schildert die Autorin Julia Friedrichs diese Erfahrung: „Wir wohnten zur Miete, allein oder mit anderen, mit Dielenboden im Hinterhaus oder mit Teppich im Neubau, aber doch irgendwie alle gleich. Dachte ich zumindest.“⁴ Denn dann kommt schließlich die Stunde der sozialen Wahrheit: „Da war ein anderer, der immer umherreiste, nirgendwo Fuß fasste und immer bescheiden lebte ... Und auf einmal durchkämmte er Immobilienangebote nach Dachgeschosswohnungen im Halbmillionensegment. Der eine be-

saß von heute auf morgen eine Bürowohnung, die andere ein Ferienhaus in Frankreich, der Dritte eines in der Schweiz.“⁶⁵

Wie fast alle Erfahrungen in unserem Leben geht auch die Erfahrung des Entstehens von sozialer Ungleichheit durch Erbschaft mit Gefühlen einher. Erben haben zum Beispiel manchmal Schuldgefühle angesichts ihres leistungslosen Vermögens. Völlig ausgeblendet aber werden die Gefühle der Nicht-Erben. Die Palette der Emotionen reicht dabei von Resignation und Trauer bis zum tiefen Empfinden sozialer Ungerechtigkeit durch die Aushebelung des ja angeblich herrschenden Leistungsprinzips in der Gesellschaft. Statt der differenzierten Betrachtung dieser Gefühle wird allerdings den Nicht-Erben von Seite der Besitzenden eine „Todsünde“ vorgeworfen: Neid. Bei näherer Betrachtung freilich nichts anderes als ein Kampfbegriff zur Verteidigung des leistungslosen Vermögens.

Das neue Erben ist aber nur ein Aspekt einer tektonischen Verschiebung in der sozialen Landschaft, die auf zunehmende Ungleichheit hinausläuft. Dabei wird gerne das Bild einer „gespaltenen Gesellschaft“ benutzt, was bei näherem Hinsehen sich aber als zu einfach erweist. Der Begriff der Spaltung suggeriert, dass links die eine Hälfte und rechts die andere Hälfte der Gesellschaft steht. Die soziale Landschaft und ihr Aufbau aber ist komplizierter. Versuchen wir, uns davon ein Bild zu machen.

In dieser Landschaft bewohnen die wirklich Reichen ganz oben in den Wolken die Berggipfel, es ist eine eigene lichte Welt mit einer besonderen Klasse von Menschen. Für sie ist Geld nicht wirklich ein Thema, denn sie haben quasi unendlich viel davon. Deutlich macht dies zum Beispiel in einem Zeitungsinterview der Schraubenmilliardär Reinhold Würth. So tief wie er kann man nur stapeln, wenn man 13,8 Milliarden Euro an Vermögen besitzt: „Ich habe so gut wie nie Geld dabei, ich leihe mir dann etwas, zum Beispiel für das Bier im Fliegerklub im Flughafen.“⁶⁶ Es ist die Welt der Milliardäre und vielfachen Millionäre, und das meist schon

über Generationen hinweg. Ihr Zugang zur Welt ist unbegrenzt, jedenfalls soweit sich Dinge kaufen lassen – und da gibt es nicht viele Ausnahmen. Eine jüngere soziologische Studie bezeichnet diese Klasse als die der „Enthobenen“.

Diese Superreichen blicken hinab auf die Tafelberge, auf deren Höhen sich die Wohlhabenden angesiedelt haben. Von den Berggipfelbewohnern sind sie weit entfernt, aber ihr Wohlstand ist solide. In besagter Studie heißen sie die „Etablierten“. Der Unterschied zu den oberen „Enthobenen“: „Die Etablierten schließen ihr Studium an einer Elitehochschule ab, aber die Eltern der Enthobenen spenden das Vermögen dieser Schule. Die Etablierten verwenden einen Teil ihrer Einkünfte für Kultur und Wohltätigkeit, was die unteren Klassen nicht zu tun vermögen, und engagieren sich in Stiftungen, aber die Enthobenen gründen und leiten die Stiftungen. Die Etablierten sind Anwälte und Ärzte, aber den Enthobenen gehören die großen Anwaltskanzleien und Krankenhäuser.“⁷

Unter ihnen leben in der Ebene die Normalbürger – die große Masse der Bevölkerung – die ab Mitte des 20. Jahrhunderts ihr proletarisches Dasein verlassen konnten und denen es heute materiell meist nicht schlecht geht – jedenfalls solange nicht Arbeitslosigkeit oder Krankheit die Erwerbsfähigkeit einschränken. Es sind die „Kämpfer“ – weil sie „zur Berufsarbeit gezwungen sind und sie um Leistung und Verdienst täglich kämpfen müssen. Arbeit ist für sie kein Bestandteil eines kreativen Lebensentwurfs, sondern notwendig, um Würde und Überleben zu sichern. Sie üben Arbeiten aus, die nicht an der Spitze der Hierarchie stehen.“⁸

Und in dieser Ebene gibt es Schluchten, in denen jene hausen, die unter das Niveau der Normalbürger gefallen sind, Obdachlose zum Beispiel. Oder Hartz IV-Empfänger. Die „Marginalisierten“ heißen sie in der angesprochenen Studie.

Neu an dieser sozialen Landschaft ist nicht ihre Abstufung von oben nach unten, das Schichtenmodell der Sozio-

logie hat diese Abstufung – nach Rang beziehungsweise Anerkennung der Berufe – ähnlich abgebildet. Neu ist, dass die Ebene brüchig geworden ist, ähnlich einem Karstgebiet. Plötzlich öffnen sich Löcher im Boden, und in diese rutschen Teile der Bevölkerung ab. Aus der sicheren Monotonie des Normalarbeitsverhältnisses in der Autofabrik oder im Büro wurde die Zumutung der permanenten Selbstoptimierung, man solle doch bitte am besten sein eigener Unternehmer sein. Der technische Fortschritt schlägt über Digitalisierung und Internet ganze Schneisen in die Reihe der Berufstätigen, deren Beruf plötzlich nicht mehr gefragt ist. In dieser sozialen Landschaft gibt es immer wieder Felsabgänge und Lawinen, öffnen sich plötzlich Spalten im Boden und zwischendurch – wie in der Wirtschaftskrise von 2008 oder der Coronakrise von 2020 – bricht ein Vulkan aus. Der Aufstieg aus der Ebene ist schwieriger geworden, von oben werden die Seile gekappt und die Sessellifte fahren nicht mehr. Der Wind weht kälter und rauer.